

*die stimme des gastes*

---

ANDREAS MAIER · FRANKFURT AM MAIN

DIE VERBEUGUNG

*Gotteslob zwischen Ritualisierung und Spontaneität*

Warum ritualisieren und schematisieren wir das Lob Gottes überhaupt? Es ist einerseits sowieso in gewisser Weise immer gegenwärtig, denn dieses Lob steckt in allem und kann folglich in allem aktualisiert werden, in einem Grashalm ebenso wie durch ein Wort, durch eine Situation ebenso wie durch eine Erinnerung. Alles kann uns in den Status dieses Lobens versetzen; Lob Gottes ist insofern etwas, was eigentlich dauernd geschehen könnte und möglich wäre, aufgrund unserer Vergessenheit aber meistens nicht ausgeübt oder realisiert wird. Wenn das Lob Gottes unser eigentlicher, sozusagen überindividueller Grundzustand als Bestandteil der Schöpfung ist, dann ist es unsere je persönliche Gottesvergessenheit, die ständig dazu führt, dass nicht aktuell und bewusst gelobt wird. Und weil das so ist, machen wir – geübt in Rationalisierungen, wie wir kraft unseres schlechten Gewissens als Zivilisationsmenschen sind – den genauen Umkehrschluss und denken, es gehöre stets eine Tat, ein Aktives dazu, Gott zu loben. Für uns wird das Gotteslob dadurch zur besonderen Situation. Unversehens ist es zur Ausnahme geworden, zum festlichen Moment. Mit dieser Tatsache müssen wir irgendwie umgehen.

Wenn nun Lob Gottes also nicht ständig von uns in *actu* realisiert wird, sondern wir dazu neigen, es zu vergessen, so bleiben notgedrungen zwei Möglichkeiten übrig, um unser Loben zu ermöglichen. Zwei Möglichkeiten, die

*Der Schriftsteller ANDREAS MAIER, geb. 1967 in Bad Nauheim, lebt in Frankfurt am Main. Sein Schaffen (zuletzt «Die Straße», Suhrkamp 2013) wurde vielfach ausgezeichnet. In seinen Frankfurter Poetikvorlesungen («Ich», Edition Suhrkamp 2006) würdigte er unter anderem das Matthäusevangelium als das größte philosophische Werk des Abendlandes.*

völlig verschiedene Perspektiven bieten: entweder man schafft Rituale bzw. ritualisierte Situationen, oder man wartet auf den besonderen Augenblick, wo eine spontane Ergriffenheit uns aus unserer Gottes- bzw. Seinsvergessenheit herausnimmt und uns grundsätzlich an etwas erinnert, was wir sowieso wissen, aber gerade mal wieder schon eine ganze Zeit vergessen haben.

Ich erinnere mich, dass ich als Kind immer Probleme mit den Ritualen und den Gesängen in unserer Gemeinde hatte. In meiner Jugend hatte sich daraus ein regelrechtes Vorurteil entwickelt. Ich hielt das alles nie für wirklich beseelt, sondern für eine bloße Erfüllung bestimmter Pflichten, die man auf sich nimmt, um dem eigenen Gewissen etwas Gutes zu tun. Das ging mir auch bei allen hohen Kirchenfesten so. Heute sehe ich das anders, offenbar meine ich nicht mehr wie früher, die Menschen müssten unbedingt etwas Genialisches, Eigenes, völlig Wahres, Nicht-Kollektives machen, um auch wirklich ein ganz und gar ernstes (sozusagen Hochleistungs-)Glaubenszeugnis abzugeben, das ich ihnen dann auch hundertprozentig abnehmen kann. (Vermutlich war ich früher so hybride!) Heute weiß ich auch aus meinem eigenen Leben, dass ein Leben und ein Glaube ohne Rituale und Texte kaum möglich wäre. Nun ist es aber so, dass mein eigener Glaube nicht mit Ritualen großgeworden ist – ich habe nicht einmal das Vaterunser gebetet –, sondern an anderen Dingen sichtbar geworden bzw. zu sich gekommen ist. Diese Dinge betrafen immer die zweite Möglichkeit, also den besonderen Moment, der einem plötzlich etwas aufschließt und den man nie, wie bei einem Ritual, kontrolliert herbeiführen kann, sondern der einen immer überrascht und dann aber auch vollkommen beseelt und erfüllt. Seinsaufschließende Momente könnte man es vielleicht nennen.

Wenn ich an solche Momente denke, die im Laufe meines Lebens eine Art Gotteslob oder Ja zur Schöpfung und zu den Menschen herangebildet haben (wenn auch oft in ganz anderen Begriffen), dann fanden sie nicht im Religionsunterricht statt, nicht während des Gottesdienstes und nicht zu Kirchenfesten. Sie hatten auch nichts mit den Erzählungen oder den Bildungsversuchen durch Eltern oder andere Personen meines Umkreises zu tun. Sondern sie entstanden immer aus völligem Zufall und sozusagen fremdthematisch. Ein Beispiel: den Begriff «Feier» etwa (wie in «feiern wir die Anwesenheit Gottes, die Geburt Christi!») habe ich damals nie verstanden. In der Kirche wurde oft etwas explizit gefeiert, das heißt, es fiel der Begriff «Wir feiern heute...»; aber ich hörte immer nur diesen Begriff und konnte mir nichts darunter vorstellen außer eben dem bloßen Wortlaut oder vielleicht einer größeren Anzahl von Kerzen, die an diesem Tag brannten. Oder einem Chor statt der üblichen Orgel. Aufgeladen wurde mir der Begriff «Feier» erst später, dafür gleich in einem vollumfassenden Sinn. Ich war

fünfzehn oder sechzehn Jahre alt und mit einem Mädchen namens Anke zusammen. Anke sah mich öfter, wie ich am Kühlschrank stand, mir Brote mit Butter beschmierte, diese mit Käsescheiben belegte, und dann konnte ich tatsächlich auch noch Senf oder Ketchup oder gar Marmelade auf die Käsescheiben geben, dann klappte ich das Brot zu und aß es achtlos in mich hinein, im Stehen vor dem Kühlschrank. Es war eine Art Homemade-Fast-food. (Dass damals die Käsescheiben, die Butter, das Brot und alles weitere aus einer fragwürdigen Nahrungsmittelindustrie stammten und, wie ich finde, schon von daher leider nicht mit einem Dankgebet zu belegen waren, darum soll es hier gar nicht gehen. Nehmen wir Brot, Butter, Käse etc. hier einmal als archaische Grundbegriffe und fragen nicht nach ihrer Herkunft.) Also, Anke sah mich auf diese Weise essen, und irgendwann machte sie bei sich zu Hause für uns ein Brot. Es war weder mit Ketchup oder Senf oder Marmelade beschmiert, es war lediglich ein Brot, mit Butter bestrichen, mit Käse belegt, akkurat in mehrere Teile geschnitten und auf einem Holzbrett angerichtet. Auf diesem Holzbrett lag auch eine kleine, aufgeschnittene Tomate, etwas von einer frisch geschnittenen Zwiebel vielleicht, vielleicht etwas Gurke. Es sah schön aus, wie das alles da auf dem Holzbrett lag. Sie stellte das Brett auf ihren aufgeräumten Schreibtisch vor das Fenster und sagte den Satz, der mir plötzlich den Begriff «Feier» aufschloss für mein ganzes Leben. Sie sagte: «Jede Mahlzeit soll ein Fest sein.» Das saß! Der Satz hat im Folgenden mein ganzes Essverhalten bis heute bestimmt. Ich verstand ihn sofort. Dieser Augenblick hat mein Dasein bis heute nicht nur maßgeblich reicher gemacht, sondern mir auch etwas über mich in diesem Dasein klargemacht. Etwas steht vor dir, und plötzlich bekommt es einen Wert außerhalb deiner selbst. Die Ketchupkäsebröte waren Nahrung für eine Essmaschine (mich, das Stadtkind), wir gingen beide eine achtlose Symbiose ein. Nun gab es zwei Entitäten, die definierter waren als die Bestandteile jener unklaren Symbiose vorher, einmal das Essen: in seiner Gestalt, in seiner Farbe, seinem Geruch, in seiner Anordnung, seiner aufmerksamen Darbietungsform; und zweitens mich: der ich das Essen nicht nur aß, sondern der sich daran freute, der ihm Achtung schenkte und im Folgenden selbst dazu überging, den feiermäßigen Wert des Essens stets bewusst zu haben und zu heben. Anke hatte eine komplette Defizienz diesbezüglich an mir ausgemacht. Seit da hatten die Dinge mehr Wert als nur den Benutzerwert. (Jener bloße Benutzerwert kann zu einem Seins- und Gotteslob natürlich nicht führen, höchstens zu einer vorübergehenden Befriedigung.)

Es gibt eine Vielzahl solcher Situationen, die mir das Sein überhaupt erst erschlossen haben, und es muss sich einem erschließen, bevor man es loben kann, denn man muss ja *etwas* loben, wenn gelobt werden soll. Wo nichts da und nichts im Bewusstsein ist, ist Lob gar nicht möglich. Es gibt unabweis-

bar Situationen in meinem Leben (ich sage das in aller Naivität), gegen die sämtliche philosophischen Erkenntnisse, die ich je gewonnen habe, vollständig verlassen. Situationen, die mich so evident von etwas überzeugt haben, dass ich daran zweifle, ob da noch ein eigenes Zutun meinerseits vorhanden war. Und die überwältigende Seinskräftigkeit des Daseins, jenes große Ja, erschloss sich mir sicherlich eher in meinen ganz dunklen Momenten, eher in einem Dennoch.

Ich weiß nicht, ob in den späten Spielfilmen Chaplins mehr als ein- oder zweimal von Gott die Rede ist. Aber gerade etwa Chaplins Filme haben, glaube ich, mich und meinen letztlich bejahenden Blick auf das Dasein (nicht auf die Taten einzelner, nicht auf gesellschaftliche Zustände, davon rede ich nicht!) seit meiner Jugend stark geprägt. Vielleicht habe ich von ihm auch dieses grundlegende Misstrauen gegen alles, was sich perfekt diskursiv auflösen lässt. Ich war zum Beispiel immer ergriffen von der Rede in *Limelight*, als er der kranken Tänzerin, die aufgrund ihrer Erkrankung nicht mehr tanzen kann und darüber verzweifelt, die «Bejahungsfähigkeit der Welt» erklärt. Natürlich schließt er seine Rede, in dem er sie einfach abbricht und sinngemäß etwa sagt: Was rede ich da eigentlich für einen Unsinn! Anschließend lächelt er sein Chaplin-Lächeln.

Neulich nun, als die Anfrage zu diesem Artikel kam und ich mich darauf vorbereiten sollte, einen Text, ein Lied aus dem neuen Gotteslob zu besprechen, und wusste, das ich das nicht könnte, sah ich zufällig wieder ein paar Szenen aus *The Great Dictator*, und mir fiel zum ersten Mal eine winzige Bewegung Chaplins auf, die ich vorher nie in ihrem ganzen Gewicht bemerkt hatte. Ich wusste sogleich, eigentlich will ich über diese winzige Bewegung schreiben, weil das ganze rechte Dasein und ein vollständiges Lob von Gottes Schöpfung und die ganze Achtung vor ihr darin enthalten ist. Und weil dieses Lob weder eine Ritualisierung noch einer Schematisierung entspringt, sondern völlig unverhofft und mit ganz eigener Kraft spontan an unerwarteter Stelle für mich aufblühte in jenem Moment.

Rekapitulieren wir: ein armer jüdischer Barbier, der dem Diktator, jener Hitler-Karikatur, zum Verwechseln ähnlich sieht, gerät in die verzweifelte Situation, am Ende des Films anstelle des menschenverachtenden Diktators vor einer riesigen, linientreuen Menschenmenge (der Diktator ist gerade in ein Land einmarschiert, dort findet diese Rede statt) eine Rede halten zu müssen, denn alle halten ihn für jenen Diktator, und da er selbst verfolgt ist, muss er die Rolle notgedrungen spielen. Vor ihm spricht Garbitsch (alias Goebbels) und kündigt den «emperor of the world» an. Chaplin sitzt währenddessen neben seinem Mitflüchtling, dem General Schulz, der

als einziger um die wahre Existenz des Barbiers weiß, in der ersten Reihe. Schulz flüstert ihm zu: «You must speak». Chaplin sagt hoffnungslos: «I can't». Schulz flüstert zurück: «You must. It's our only hope». Chaplin blickt daraufhin ins Leere und wiederholt tonlos resignativ: «Hope...?». Daraufhin steigt er die Stufen hinauf und hält seine weltberühmte Rede, die mit den Worten «I'm sorry, but I don't want to be an emperor, that's not my business» beginnt und für mich in den Worten «We think too much and feel too little» gipfelt. Mir geht es hier allerdings nicht so sehr um die Rede als vielmehr um den Moment, als Chaplin die Treppenstufen hinaufsteigt und die Diktatorschirmmütze mit beiden (!) Händen vor seinem Oberkörper hält. Oben vor den Redermikrofonen empfängt ihn Garbitsch mit dem Hitlergruß. Übersetzt: Goebbels grüßt Hitler, der, wie der Zuschauer weiß, in Wahrheit ein kleiner jüdischer Barbier ist. Chaplin erwidert den Hitlergruß nicht, er trägt ja nach wie vor die Kappe in beiden Händen. Er steht vor Garbitsch, eine merkliche Spannung liegt in der Luft. Und nun tut der Barbier etwas, was ganz und gar typisch für Chaplin ist, an dieser Stelle jedoch eine ungewöhnliche Bedeutung annimmt. Er verneigt sich vor Garbitsch. Nicht tief, nicht unterwürfig, seine Verneigung drückt vielmehr eine gewisse Höflichkeit und Achtung aus, die er dem anderen (auch diesem anderen!) entgegenbringt. Wer Chaplin kennt, weiß, dass es die typische Verneigung des Tramps ist, aber hier fast in Zeitlupe gespielt, mit dieser gewissen Eleganz und Salonfähigkeit, die Chaplin immer inne war. Bedeutung bekommt diese Verneigung durch ihre vollkommene Unerwartetheit (und natürlich auch Deplatziertheit, da es sich bei Garbitsch ja um einen Subordinierten des Diktators handelt – der Diktator würde sich nie vor ihm verneigen). Der jüdische Barbier bleibt in diesem Moment, auch vor Garbitsch und inmitten der Masse der nationalistischen Bestien, ganz er selbst, er bleibt bei seinen Gesellschaftsformen, seinem Anstand, er gibt nichts von seiner Würde preis, er gibt aber auch die Achtung und die Würde des anderen nicht preis, auch nicht die Garbitschs. Er grüßt ihn höflich und dezent, Garbitsch lässt währenddessen seinen Arm sinken und tritt aus dem Bild. Ich sah diese Szene neulich und erblickte in dieser Verneigung sofort ein Gotteslob, auch wenn das Wort Gott darin gar nicht vorkommt. Aber das muss es ja auch nicht. Es kommt ja in vielem nicht vor. Aber die Achtung der Schöpfung und des anderen beinhaltet immer das Lob Gottes.

Mit der Zeit habe ich gelernt, dass sich die beiden genannten Wege stets gegenseitig befruchten. Das ritualisierte Gedenken Gottes auf der einen Seite, auf der anderen Seite diese gar nicht absichtlich-suchende Offenheit für winzige Partikel dieser Welt, in denen sich doch plötzlich eine ganze Menge von dieser erhellt, auch wenn es mitunter, wie gesagt, erst einmal mit Kirche und Glaubenssprache und dem Wort Gott nichts zu tun hat (*Esse est Deus*,

sagt Meister Eckhart, und wer über das eine spricht, spricht somit – wenn auch auf einer ganz anderen Sprachebene – über das andere).

Aber auch der jüdische Barbier kommt schließlich auf Gott zu sprechen und zitiert aus dem Neuen Testament: «In the 17th Chapter of St. Luke it is written: <the Kingdom of God is within man> – not one man nor a group of men, but in all men!» Man könnte zufügen: in jedem Menschen und eben auch zu jeder Zeit und in jedem Augenblick, sogar in dieser kleinen schauspielerischen Verbeugung eines amerikanischen Unterhaltungsfilmschaffenden in einem weltbekannten Schwarzweißfilm.